

In freier Stunde

♦ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ♦

Nr. 39.

Posen, den 17. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

26. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Blom nickte flüchtig. „Die Glykogen haben Silber geschluckt.“

„Ich hab' mir's doch gedacht!“ antwortete Bransen, und damit war die Unterhaltung beendet. Man konnte mit Blom über nichts anderes sprechen als über die Arbeit. Bransen ging und freute sich ernsthaft, daß die Glykogen Silber geschluckt hatten. Das war ein gutes Zeichen!

Bransen drängte sich durch die Menschenknäuel der abendlichen Straße und schritt über den Asphalt, auf dem sich Seen und Teiche und Pfützen von Licht gebildet hatten. Er kam an einer lichtgleißenden Auslage vorüber und blieb stehen. Es war ein Modesalon in Rokoko-Stil; durch die Scheiben sah Bransen einen Kreis von Damen, die einen Mannequin betrachteten.

Dieser Mannequin, eine junge rothaarige Erscheinung, nahm sein Interesse in Anspruch. Er befand sich sofort in gehobener Stimmung, wie er sah, mit welcher Grazie die Rothaarige einen schillernden, pelzverbrämten Abendmantel trug. Bransen war ein eigenartiger Herr geworden. In letzter Zeit spielten Frauen eine große Rolle in seinem Unterbewußtsein. Er verliebte sich plötzlich in lockende Reklamezeichnungen, wie er sich jetzt in diesen Mannequin verliebte. Ein bißchen rotes Haar genügte, um seine Gedanken zu verwirren.

Um neun Uhr stand dieser Herr Bransen mit klopfendem Herzen vor einem grell erleuchteten Portal, in einer Flut von Lichtwellen, unter einem roten Baldachin. Equipagen und Automobile fuhren vor, Menschen strömten durch das Tor. Ueber dem Portal blitze eine Reihe von Glühbirnen, die das Wort „Beethoven-Saal“ formten. Ein Schild war auf die Straße gestellt: Tanzabend Diane Torquist. Reinertrag zugunsten . . .

Da es noch früh war, ging Bransen auf und ab. Es ging ein junger, stutzerhaft gekleideter Herr vorüber, der umständlich grüßte. Auf Bransen machte dieser Gruß viel Eindruck. Es war ein Herold, der den Hut gezogen hatte, ja, sein Vetter Eberhard! Bransen sah auf der gegenüberliegenden Seite einen Blumenladen und lief hinüber. Man konnte Diane ein paar Blumen senden. Er ließ Nelken und Rosen zusammenbinden (er verstand nichts von diesen Dingen). Fräulein Torquist, Beethoven-Saal.

„Wollen Sie eine Karte ausschreiben, mein Herr?“

„Nein, danke.“

Sein Platz befand sich in einer der hinteren Reihen des schneeweißen Saals, dessen Eintönigkeit nur durch die violetten Logenlampen unterbrochen wurde. Der Saal war von einem eleganten Publikum gefüllt; es waren wohl größtenteils Freunde Dianes, die ihrer Einladung Folge leisteten.

Die großen Kronleuchten erloschen. Ein zarter Herr kletterte zum Dirigentenpult und hob den Stab. Der

Vorhang stieg, und in ein zartes, pridelndes Harfensolo tänzelte ein märchenhaft graziles Wesen.

Bransen fühlte sich eigentümlich berührt. Sein stets etwas starres Gesicht löste sich sogleich in einem Lächeln. Er verstand weder etwas von Musik noch vom Tanz, aber er verstand, daß dieses Fräulein Torquist wirklich Diane von Janotta war.

Plötzlich warf sich der zarte Dirigent mit einer wilden Bewegung über das Orchester, und nun setzte ein buntes Gerassel und ein tosendes Wirbeln ein. Bransens Augen waren geweitet und auf die Tänzerin gerichtet. Die Vibration, mit der die Instrumente die Luft erfüllten, erschütterte jeden Nerv an seinem Körper. Sie aber wurde mitgerissen und schwang sich, umweht von flatternden Schleiern, in dem dröhnenden, klopfenden Rhythmus. Diane sprang mit ihren nackten Beinen; sie lief und trippelte, sie marschierte, schwebte, hüpfte, flog. Ja, sie flog einmal durch die Luft und landete mit einer tiefen Verneigung auf dem Boden. Sie war keine Tänzerin, sondern eine Tanzende.

Als die Lampen wieder erloschen und der Vorhang von neuem stieg, sah Bransen in einem nie gekannten Gefühl der Lebensfreude da. Voll Staunen sah er auf Diane, die ein seltsames Kostüm trug. Ein schwarzes, monotones Seidenkleid hüllte ihre Figur ein und verdeckte Beine und Füße; flog sie aber im Sprung herum, so war ihr Rücken wunderbar entkleidet, und ihre langen, schmalen Beine wurden sichtbar. Ein anderes Mal erschien sie als Harlekin, der sich beständig im Lichtkegel eines Scheinwerfers drehte und je wie dieser spielte, so wechselte die Farbe des Kostüms. Oder sie kam mit den Tönen eines Marschliedes als schwarzer Husar mit gezückter Lanze, sie kam in einem blinkenden Etwas von Brillanten, sie kam und trug nur ein dünnes Hemdchen und zeigte das Gesicht einer Madonna, der Tizian zuviel Rouge auf die Lippen geleat hatte.

Als der Vorhang zur Pause fiel, da war es Bransen, der in einer so großen Begeisterung die Klatschenden anführte, daß ihn die Umstehenden mit einem Lächeln betrachteten. Bransen raste Beifall. Bransen geriet ganz außer sich, und wenn ihm jemand das Wörtchen „Karol“ ins Ohr geflüstert hätte, so hätte er nicht einmal auf gehört. Aber plötzlich klatschte er nicht mehr. Auf der Bühne war ein Grad erschienen, der sich mit großen Blumenkörben vor der Tänzerin verneigte. Der Grad erschien dreimal, viermal und kam immer mit einem anderen prachtvollen Blumenarrangement zurück. Da war besonders ein Korb aus vergoldetem Stroh, aus dem ganze Büsche von Orchideen wuchsen. Jetzt jedoch eilte der Grad mit einem winzigen und elenden Rosenstrauch auf die Bühne, der neben all der bunten Pracht eine lächerliche Wirkung auslöste. Und seltsamerweise nahm Diane diesen armen, kläglichen Strauch in die Hand und trat ganz nahe an den Zuschauerraum heran und verneigte sich, als wenn sie sich gerade für dieses eine Bußett bedanken wollte.

Bransen stellte sich ins Vestibül und fächelte sich kühle Luft zu. Er stand nur einen Augenblick da; er bemerkte Herrn von Janotta, glückselig, umringt von seinen Freunden, die lebhaft auf ihn einsprachen. Bransen setzte sich wieder in den schneeweißen Saal mit

den violetten Tupfen. Er lauschte wieder den zarten und mächtigen Tönen, die aus dem Orchester stiegen; sein Auge berauschte sich an Schönheit. Er sah die Züge Nesters in unendlicher Vergeistigung und Schönheit vor sich, aber er empfand keine Trauer dabei. Bransen sah die sonderbare, unverständliche, mysteriöse Diane in einem Glammenkleid, das sie umgüßte, und gleichzeitig sah er sie in einem Eisenbahnabteil, in einer Hotelhalle beim Tee, in einer venezianischen Gondel und auf dem Hafenplatz in Chioggia. Und es schien ihm, daß ihm einstmals das Schicksal Nester gesandt hatte, um ihm Ansporn und Ziel zu geben, und ihm war, als ob hier Nester tanze, seine Nester, die er vom Schicksal als Geschenk erhalten hatte.

Seine ungewöhnliche Aufregung ließ ihn immer weiter sehen: wenn dies der Wahrheit glich, so war Diane ebenfalls die seine, wie es Nester gewesen war. Ja, Bransen war davon überzeugt; er, auf den jetzt schon die Welt in banger Erwartung sah, hatte wohl das Recht, Sondergesetze für sich zu verlangen. Er empfand es als Notwendigkeit, daß ihm eine Frau gegeben wurde, und er fragte sich: warum nicht Diane? Wog er denn nicht Hunderttausende von Menschenleben auf? Durfte ihm die Natur, die er bedrohte, eine Notwendigkeit verweigern?

Auf einmal bemerkte Bransen, daß über seine Betrachtungen der Vorhang gefallen war und daß die Leute schon den Saal verließen. Nur in den ersten Reihen standen noch Dianes Freunde und applaudierten. Auch er klatschte ihr zu und rief, als sie erschien, ein lautes „Bravo!“ Darauf verließ er schnell den Saal; denn Diane hatte mit erstaunten Augen nach dem Rufenden gesucht.

Bransen ging automatisch den Weg zu dem Café, wo er Blom noch vermutete. Die Musik des Saales, aus dem er kam, setzte sich auf der Straße fort. Hier erklangen freilich keine Harfen und Geigen, sondern Kesselpauken und Trompeten. Die Maschinen der nächtlichen Riesenstadt heulten. Surrende Scheinwerfer, vorüberfliegende Automobile, Lawinen von Omnibussen, die einen Schwanz von Staub hinter sich herzogen; die Menschen schrien, und die Häuser schrien. Es war ein riesenhaft gesteigertes Konzert, das in seine Ohren drang und das Trommelfell erzittern ließ. Wie er aber das Café betrat, da schmolz die laute Musik der Straße wieder zu einem sehnsüchtigen Andante zusammen: vier schmale Herren saßen auf einem Podium und strichen die Violinenbögen über die Saiten. Und da saß der Chemiker, ernst, einsam wie immer.

„Ich habe ein Erlebnis gehabt,“ sagte Bransen in seiner Begeistigung und schüttelte seinem Mitarbeiter die Hand. „Ich komme von einem Tanzabend.“

Blom wußte nicht recht, was unter einem „Tanzabend“ zu verstehen war. „Hast du getanzt, Herold?“ fragte er verwundert.

Bransen entgegnete, daß er nicht tanzen könne und daß er nicht in einem Ballsaal, sondern in einem Theatersaal gewesen war. „Ich habe eine wunderschöne Frau gesehen, die wie eine Göttin tanzt.“

„Interessierst du dich für derlei?“

„Ich brauche derlei ganz einfach! Die edle Gestalt eines Menschen hat von jeher einen großen und bedeutenden Einfluß auf meine Gedankenarbeit ausgeübt.“

Blom schüttelte schweigend den Kopf, und Bransen hatte die Empfindung, als wenn sein Gespräch den Freund tödlich langweile. Ihn drängte es aber, augenblicklich für seine Natur eine Formel aufzustellen, und er sagte: „Warum, mein lieber Blom, drängt es die Menschen zu großen Taten? Glaube nicht an Schlagworte wie Idealismus; die Urheberin jedes überragenden Menschheitswerkes ist immer eine schöne Frau.“

Da Blom in seiner Zeitung Zuflucht suchte, verabschiedete sich Bransen und ging in heftiger Erregung nach Hause. Auf diesem Weg sagte er einen bedeutenden und tollkühnen Entschluß, der nicht erschreckte. Er hatte

das Verlangen, Diane zu rauben. Er wollte sie in seinem Laboratorium einmauern! Er wollte sie täglich, wenn seine Arbeit beendet war, in ihrem Käfig besuchen und ihr sagen, wie weit sein Werk vorwärtsgekommen war. Er wollte dann ihre Hände küssen und ihren Mund. Und er wollte wieder gehen und den Käfig absperren. Ja, bei Gott, das alles wollte er!

Bransen wälzte diese Gedanken die ganze Nacht durch in seinem breiten Schädel hin und her und hatte die Miene eines Mannes, der seinen Willen unter allen Umständen durchsetzen will, und wenn die Welt dabei in Scherbe gehe.

*

Diane ging am nächsten Vormittag mit einem Schimmer unaussprechlichen Glückes in den Augen durch ihr schönes Potsdamer Heim. In allen Zimmern standen Blumen: Chrysanthemen, Rosen, Orchideen, Flieder; wo sie hintrat, da grüßte sie ein Rosenlächeln oder ein Orchideenblick. Sie schwelgte in dem Duft und hielt sorgsam alle Türen und Fenster verschlossen, um ihn nicht entweichen zu lassen. Sie strahlte vor Glück. Sie blieb vor dem vergoldeten Korb mit der violetten Orchideenpracht stehen und breitete verzückt die Arme aus, ganz versunken in Erinnerung an den gestrigen Abend.

Wie lange hatte sie um diesen Abend gekämpft! „Fünf Jahre — hörst du? — fünf Jahre,“ dachte Diane. Vor fünf Jahren war sie mit Nester, die damals Ingrid Torquist hieß, an der Stockholmer Oper gewesen: Ballett. Mit Nester war sie nach Berlin gekommen; während ihre Schwester von hier aus ihren Siegeslauf um die Welt antrat, reichte sie einem Manne die Hand, der um sie geworben hatte, Janotta. Fünf Jahre hatte sie ihren Mann gequält, ein einziges Mal noch tanzen zu dürfen, und endlich, endlich hatte Janotta einen Saal gepachtet und alle Freunde geladen, und sie hatte getanzt! Diane war glücklich! Es waren nicht nur Freunde gekommen, sondern auch Herren von der Presse, an der Abendkasse hatten wildfremde Menschen Billette gekauft, um Diane Torquist tanzen zu sehen!

Diane ging von einem Zimmer ins andere, um alle Blumen zu Lieblosen und — oh, die Eitelkeit! — alle Karten noch einmal zu lesen. Sie lächelte über ein Telegramm Brées aus Aegypten, das an einem riesigen Bufett hing; sie freute sich über all die anerkennenden, lobenden, begeisterten Inschriften, die sie überflog. Ja, das war ein Abend gewesen!

Ihre Augen strahlten von einer tiefen und milden Freude. Überall Blumen, und dazwischen tänzelte sie herum, zog den Rock ihres gelben Morgenkleides in die Höhe und machte einen Pas in die Luft. Sie tänzelte an den beiden hohen chinesischen Porzellanvasen vorbei, in denen ganze Büsche von Gladiolen, ganze blühende Fliederbäume standen; sie sah sie glücklich und freudig an. Sie wünschten, geküßt zu werden. Diane tänzelte an den Flügel und liebte mit den Augen ein kleines Bufett von Rosen und Nelken, das anonym gesandt war. Es war also ein richtiger Erfolg gewesen, mit Telegrammen und anonymen Rosen! Diane setzte sich plötzlich an den Flügel und spielte eine eigene Komposition, die ihr gerade einfiel; es war eine Art von Jubelhymnus, ein musikalisches Triumphgebet, das sie abwechselnd pianissimo, piano und forte spielte.

Es erschienen an diesem Vormittag Freunde, die neue Blumen brachten und Worte fanden, welche Diane über den Alltag hinaushoben. Das Telephon läutete jede fünf Minuten, und es meldete sich diese oder jene Freundin und gratulierte. Diane war in so gehobener Stimmung, daß sie eine geschlagene Stunde Toilette für das Cabelfrühstück machte. Während sie den Morgenrock abstreifte und sich ankleidete, zwischen den vier Nüßholzschränken und den vier Spiegeln ihres Boudoirs, ließ sie kein Auge von ihrem Spiegelbild und studierte ihren schönen Körper wie einen fremden. Diane wählte ein weißes Kleid mit bunten Stickereien, wie es gerade in Mode war; sie legte ihren Schmuck an: Smaragden

(Sie war eine ausgesprochene Smaragden-Freundin) und brach sich aus jenem anonymen Buxett eine Rose, die sie mit einer Diamantnadel an ihre Hüfte steckte.

Zum Gabelfrühstück erschienen wieder ein paar feierlich tuende Freunde, die ganze Automobile voll Blumen mitbrachten. Als Janotta glückselig nach Hause kam, konnte er sich kaum einen Weg in den Salon bahnen; das ganze Vestibül war mit Blumenkörben verstellt.

(Fortsetzung folgt.)

Albin wird wahnsinnig.

Nach dem Polnischen von Erwin Baumgarten.

Als Herr Albin nach unzähligen Abenteuern dem Chaos des bolschewistischen Rußland glücklich entronnen und in Warschau angekommen war, gelangte er nach kurzer Zeit zu der Ueberzeugung, daß der Pfad vom Flüchtlingsheim bis zur Erlangung einer annehmbaren Stellung, die ihm eine einigermaßen sorgenfreie Existenz gesichert hätte, nicht weniger beschwerlich ist als es seine Flucht aus Rußland war.

Herr Albin wußte sich jedoch zu trösten. Nicht umsonst hatte er im Laufe der letzten Jahre die wichtige Entdeckung gemacht, daß nicht nur alles Gute, sondern auch alles Böse eines Tages sein Ende findet. Diese Lebensweisheit fand er vollauf bestätigt, als er eines Tages einen Brief bekam, in dem ihm seine Anstellung bei einer großen Handelsfirma mitgeteilt wurde. Herr Albin rief sich vergnügt die Hände. Das Gehalt war durchaus annehmbar und zudem hatte man ihm für die Zukunft noch eine weitere Lohnaufbesserung zugesichert.

Als Herrn Albins erster Arbeitstag angebrochen war, atmete er erleichtert auf. Nun mußte ja in seinem Dasein eine entscheidende Wendung eintreten. Unterwegs beschäftigte sich Herr Albin mit den sonderbarsten Gedanken. Da die Handelsgesellschaft den sonderbaren Namen „Riterikpol“ trug, nahm er anfänglich an, daß es um ein kaukasisches oder tatarisches Unternehmen handele. Dann verwarf er diesen Gedanken und dachte an den Balkan. Doch auch das gab ihm keine reifliche Befriedigung. Was mochte also hinter diesem Namen stecken? Als Herr Albin vor dem Bürogebäude stand, war er sich bereits vollkommen darüber im Klaren, daß es unendlich ein christliches Unternehmen sein könne. An seinem Arbeitstisch aber erfuhr er sehr rasch, daß der mysteriöse Name, nach der herrschenden Mode eine Abkürzung war.

Am Abend saß Herr Albin im Flüchtlingsheim — von einem eigenen Zimmerchen wagte er vorläufig nur zu träumen — im Kreise anderer Schicksalsgenossen und unterhielt sich über die im geschäftlichen und politischen Leben üblich gewordenen Abkürzungen. So kam er auch auf die Firma „Riterikpol“ zu sprechen, bei der er nun beschäftigt war.

„Ja, meine Herren, sagen Sie mir doch nur bitte, was hat das für einen Sinn — Riterikpol. Und ganz besonders schön für einen Menschen, der sich im bolschewistischen Paradiese an Ausdrücke wie Sowdep, Markom, Sonnarom, Prodkom gewöhnt hat? In Moskau glaube ich eine Zeitlang, den bolschewistischen Macht-habern gehe es darum, zur Popularisierung der verschiedenen Institutionen jeder Bezeichnung entweder hinten oder vorn ein neu-russifiziertes „Kohn“ anzuhängen. Denn es gibt dort auch Ausdrücke wie Kompres, Komnarkos usw. Fast überall aber das Wort „kom“, das einen unwillkürlich an „Kohn“ erinnert. Aber wir leben doch schließlich nicht in Rußland. Warum sollte man sich hier einer ehrlichen und verständlichen Bezeichnung schämen? Der Teufel hole diese sonderbaren Abkürzungen!“

Für Herrn Albin kam eine Zeit der intensivsten Arbeit. Da er ein tüchtiger Kaufmann war und zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten arbeitete, kam er rasch vorwärts. Es dauerte jedoch gar nicht lange, bis Herr Albin aus seinem seelischen Gleichgewicht kam. Eines Tages kam er zu der Schlussfolgerung, daß die Sucht, geschäftlichen Unternehmungen geheimnisvolle Abkürzungen zu geben, bereits den Umfang einer Epidemie erreicht hatte.

Von dem Tage an, da Herr Albin sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, veränderte sich sein Wesen von Grund auf. Er sah oft ganz verstört aus. Auch fluchte er manchmal so ungebührlich, daß seine Kameraden im Geschäft die Köpfe schüttelten.

„Ich glaube, Herr Albin leidet an Verfolgungswahn“, pflegte in solchen Fällen dann immer der kleine Buchhalter Miedomski zu sagen und dem Prokuristen geheimnisvoll zuzunicken.

Selbst wenn Herr Albin in bester Stimmung war, verfiel er sofort in Naserei, wenn einer seiner Kollegen irgend eine Firmenabkürzung gebrauchte oder eines dieser phantastischen Worte durchs Telefon ihm ins Ohr drang. In solchen Fällen pflegte er gewöhnlich die Ohren mit den Fingern zu verstopfen und laut zu sprechen: „Sonnarom... Prodkom... Kompres... Ach! Hol euch alle der Teufel!“

Wenn man ihn dann zu beruhigen versuchte, sagte er:

„Ich werde mich damit niemals abfinden können. Die Abkürzungen widersprechen dem Geiste unserer Sprache. Solche Neuerungen mögen wohl für einen Tele-

graphentode ganz gut sein, in der Tagessprache aber bedeuten sie auf jeden Fall einen furchtbaren Mißstand...“

Eines Tages erhielt der Chef eine Depesche, die ihn sofort ins Ausland rief. In aller Eile gab er seinen Angestellten noch verschiedene Aufträge, und da er Herrn Albin als einen pflichteifrigen und getreuen Beamten kannte, bat er ihn in sein Zimmer, um ihm die Erledigung einiger besonders wichtiger Geschäfte anzubertrauen.

Herr Albins Vorgesetzter saß vor seinem Schreibtisch und wühlte hastig in einem Haufen von Geschäftsbriefen und Papieren.

„Also, hören Sie zu, mein lieber Herr Albin. Vor allen Dingen bitte ich Sie für die Erledigung der laufenden Angelegenheiten Sorge zu tragen. Dann... ja... Von Ralped sind bei uns große Bestellungen eingegangen... Und mit Redpol, Redlin, Farbol und Ember müssen Sie unbedingt eine Verständigung herbeizuführen suchen...“

Herr Albin fühlte sich am ganzen Körper vom Fieber geschüttelt.

„Dann, vergessen Sie, bitte, nicht die Verantwortung dieser Briefe hier...“ Sprach der Chef weiter, „im Notfall empfehle ich Ihnen hier in diesem Falle mit Poshape, Paduro, Elboru, Kaproli und Malagigi in Fühlung zu treten...“

Herr Albin wiederholte in dumpfer Verzweiflung:

„Sowdep und Malagigi... Gut... Ich verstehe schon...“ Und der unermüdete Chef sprach weiter:

„Diese Sachen hier können bis zu meiner Rückkehr liegen bleiben. Das sind hier Briefe von Bantrol, Indabatu, Ripy, Winhol, Arh, Lamhulu und Blupoli...“

Herr Albin stöhnte schwer.

„Was fehlt Ihnen, Herr Albin?“

„Nichts, nichts... Sprechen Sie nur weiter...“

Dabei zitterte er wie im Fieber.

„Ich bin gleich zu Ende... Ach so, hier sind noch ein paar telephonische Bestellungen... Ein Augenblick... Ja. Von Karmellon, Dankon, Kompol und Lemkom...“

Schmeratmend stützte sich Herr Albin mit beiden Armen auf den Tisch.

Der Chef wurde unruhig:

„Fühlen Sie sich nicht wohl?“

„Ich... Ich höre... Kom born, Kom hinten...“

Sonnarom, Kompres... Ahhh!“

Der Gesichtsausdruck des Chefs erstarrte.

„Ich verstehe nichts...“

„Und ich ebenfalls! Auch ich verstehe nichts. Verrückt kann man werden! Ah! Heudetel! Heudete! Heudetel!“

Herr Albin brüllte wie ein zu Tode verwundetes Raubtier. Erschreckt stürzte der Chef aus seinem Zimmer in das Büro hinaus und rief:

„Meine Herren! Ein furchtbares Unglück... Herr Albin ist wahnsinnig geworden... Man muß die Rettungskommission benachrichtigen...“

Ein Angestellter, von Mitleid gerührt, trat in das Arbeitszimmer des Chefs und sagte den in Schweiß gebadeten Herrn Albin an der Hand: „Aber Herr Albin! Beruhigen Sie sich doch! Was fehlt Ihnen denn?“

Doch Herr Albin brüllte unbeirrt weiter: „Heudetel! Heudetel!“

Jetzt traten auch die übrigen Angestellten in das Arbeitszimmer ihres Chefs.

„Was bedeutet das? Immer ruft er: Heudete... Was ist das? Vielleicht ist das ein arabisches Wort?“

Herr Albin hatte sich inzwischen wieder etwas gefast:

„Heudetel! Was das zu bedeuten hat? Das versteht Ihr nicht, Ihr, die Ihr nur noch in einer Welt von Kürzungen lebt? Hol’ euch der Teufel, heißt es. Hol’ euch der Teufel!“

Erschöpft kehrte Herr Albin in das Flüchtlingsheim zurück. Seinen guten Posten bei der Firma Riterikpol hatte er eingebüßt.

Esmarch-Anekdoten.

(Zum 20. Todestage des berühmten Chirurgen am 18. Februar.)

Ueber den Chirurgen v. Esmarch kursierten, wie über jeden berühmten Mann, zahlreiche Anekdoten. Anlässlich der 20. Wiederkehr seines Todestages am 18. Februar seien einige hier wiedergegeben.

*

In einer Gesellschaft, an der Esmarch teilnahm, wurden scherzhafte Vergleiche gezogen. Jemand gab das Stichwort „Lebensreise“. Esmarch sollte eine passende Parallele geben. Er meinte: „Die Lebensreise gleicht einer Eisenbahn, die mehr oder weniger schnell ins Jenseits fährt. Die Aerzte geben dabei die Bremser ab. Schlechte Bremser machen dieser Fahrt schnell ein Ende.“

*

Der Ruhm des tüchtigen Arztes war weit verbreitet. So war es kein Wunder, daß ein Bauersmann aus der nahen Umgebung der Universitätsstadt, als bei der Krankheit seiner Frau gar nichts mehr helfen wollte und die Aerzte vor Schmerzen schrie, sich entschloß, den Professor Esmarch aufzusuchen. Es war gerade sehr schlechtes Wetter, aber er stapfte los.

„Haben Sie keinen Wagen mitgebracht?“ fragte ihn Esmarch. „Ach, Herr Professor,“ sagte der Bauer, „bei dem Wetter kann man doch keine Pferde aus dem Stall kriegen.“

„Sie haben recht,“ entgegnete Esmarch, „ich muß meine Pferde also auch zu Hause lassen.“ Und damit stieg er mit dem Bauern seinem Dorfe zu.

In Kiel wohnte ein Hufschmied, der sich mit großem Erfolg auch als Tierarzt betätigte. Selbst Esmarch hatte Vertrauen zu ihm und ließ ihm einmal eines seiner Reitpferde vorführen, als es erkrankt war. Der Schmied kurierte das Pferd in kurzer Zeit. Esmarch ließ fragen, was er schuldig sei. „Nichts,“ erwiderte der tüchtige Hufschmied, „denn Kollegen müssen voneinander nichts annehmen.“

Esmarch hatte einst eine alte, schon lange kränkliche Geheimrätswitwe behandelt und sie wieder gesund gemacht. Diese Dame hatte nunmehr grenzenloses Vertrauen zu ihm. Eines Tages zeigte einer ihrer geliebten Goldfische alle Anzeichen einer ernsten Erkrankung. Als er schließlich kläglich auf der Seite schwamm und offenbar nahe am Verenden war, eilte sie in ihrer Angst mit ihm zu Esmarch. „Lassen Sie bitte den Fisch hier und kommen Sie morgen wieder,“ jagte Esmarch zuversichtlich. Dann ließ er sich von einem Tierhändler einen neuen Goldfisch holen und tat ihn an Stelle des kranken Fisches in das Glas. Er ist wieder kreuzfidel geworden,“ sagte er am nächsten Tage zu der Geheimrätin. Hochbeglückt zog diese mit ihrem Goldfisch von dannen und rühmte die große Kunst des Professors Esmarch überall, wo sie hinkam.

Esmarch war ein wirklich praktischer Arzt. Dies wird von folgendem Erlebnis illustriert, das er mit dem Vater einer jungen Dame hatte. Esmarch hatte die junge Dame, die hysterisch zu werden drohte, untersucht und dabei erkannt, daß zu ihrer Heilung nichts fehle als eine glückliche Ehe. Nach einem Jahre kam der Vater der Dame wieder und erklärte betrübt, daß man alle Wälle des Winters besucht habe und im Sommer vier verschiedene Badeorte, daß sich ein Freier aber leider nicht gefunden habe.

„Dann bleibt uns nur noch die Heiratsannonce,“ erwiderte Esmarch, stieß aber damit zunächst auf ganz entschiedene Ablehnung, denn eine Heiratsannonce war damals in gewissen Kreisen noch etwas sehr Verpöbtes. Esmarch aber bestand darauf, und der Erfolg gab ihm recht, denn jene Dame ist durch die Heiratsanzeige eine glückliche und gesunde Frau geworden.

Hypochondrische und wehleidige Patienten konnte Esmarch nicht leiden. Einst kam ein Fräulein zu ihm und bat weinend um Hilfe. Es hatte Weintrauben vom Spalier gegessen und dabei eine kleine Spinne mit verschluckt.

Esmarch sagte, daß das eine durchaus harmlose Sache sei. Die Spinne werde sich in den scharfen Magensäften ihres Lebens nicht lange freuen und Schaden nicht anrichten können.

Das Fräulein aber wollte sich nicht trösten lassen und jammerte weiter um Hilfe.

„Na,“ sagte Esmarch, indem er schnell von der Wand eine Fliege fing, „dann tun Sie den Mund auf. Ich stecke diese Fliege hinein. Sie machen den Mund schnell zu. Die Spinne hört jetzt das Surren der Fliege in Ihrem Munde und kriecht natürlich schnell herauf und will sie fangen. Ist sie oben, dann spucken Sie Fliege und Spinne schnell aus. Und dann sind Sie von Ihrem gefährlichen Leiden befreit.“

Ehrbegriffe der Stierkämpfer.

Der berühmte Toreador Romero hat Aufzeichnungen hinterlassen, aus denen sich manches Interessante über Anschauungsweise und Begriffe der Stierkämpfer ergibt. Romero erzählt zum Beispiel von einem Stierkampf, in dem der König der Toreadoren, Vincente Gorbido, auftrat. Dieser vergötterte Held der Arena war an diesem Tage in bester Form. — aber sein Gegner war einer der gefährlichsten Stiere, die es in Spanien gab. Der Kampf war dementsprechend erbittert. Doch Gorbidos Kunst gelang es, durch einen wohlgezielten Stoß den Stier in die Arnie zu zwingen. Aber gerade als er ihn durch den Stoß in das Genick töten wollte, sprang das Tier auf und schleuderte den Toreador hoch in die Luft. Gorbido stürzte nieder, der rasende Stier wollte sich auf ihn werfen, um ihn zu zermalmen, — da wurde aus einer der Logen ein Revolverknall abgegeben, der den zum Angriff heranrasenden Stier traf und tötete. Totenstille herrschte in dem weiten Raum. Dann aber brach der Lärm los. Es wurde gelächelt, gepfiffen und geschrien. Denn was hier geschehen war, verstieß gegen die Moral und gegen alle Regeln des Stierkampfes; kein Ansehenstehender durfte sich in den Kampf einmischen. Die Polizei schritt sofort ein und stellte fest, wer den Schuß abgegeben hatte, — denn auch der König, der anwesend war, bezogte sein Mißvergnügen über diese Tat. Die Erklärung des Zwischenfalls entbehrte nicht der Romantik. Denn keine andere als Gorbidos Geliebte, eine wunderschöne Frau, hatte geschossen, um das Leben des Geliebten zu retten. Fast hätte sie sofort die rasende Tat mit dem Leben bezahlen müssen, denn hätte nicht ein Trupp Soldaten sie vor der rasenden Menge geschützt, so wäre sie auf der Stelle gehängt worden.

Die allgemeine Erbitterung war zu groß, denn ein Verstoß gegen die Regeln des Stierkampfes wird für schlimmer angesehen als ein Mord. Es blieb nichts übrig, als die Dame unter sicherem Schutz auf die Polizei zu bringen und sie bis zum nächsten Tage in Schutzhaft zu behalten. Man hatte sich jedoch verrechnet, wenn man ein Abblauen der Volkswut angenommen hatte, denn kaum

betrat sie die Straße, als sie erkannt und mit Steinen beworfen wurde. Sie brach unter den Steinwürfen zusammen, so schwer verletzt, daß sie nach wenigen Stunden an den Folgen dieser Verletzungen starb. Als Gorbido von dem tragischen Geschick seiner Geliebten erfuhr, begab er sich am Abend unbewaffnet in den Stall, in dem die Kampfstiere sich aufhielten. Hier fand man am Morgen seine völlig zertrampelte und zerfetzte, unerkennliche Leiche.

Auch von dem heutigen Diktator Spaniens, Primo de Rivera, wird eine Geschichte erzählt, die von dessen Unerschrockenheit und Mut zeugt. Bei einem Stierkampf in Barcelona warteten die Versammelten auf das Erscheinen des Toreadors. Dieser hatte aber plötzlich einen Nervenschock bekommen und weigerte sich auf das Bestimmteste, den Kampf zu beginnen. Er saß in seinen gewöhnlichen Kleidern in der Ecke und meinte vergeblich. Alles Zureden der Kameraden nützte nichts. Es wurden bereits Boten aus der Arena geschickt, die aber unrichtiger Sache zurückkehren mußten. Schließlich trat Primo de Rivera ein, der — damals noch nicht Diktator — als Ehrengast anwesend war. Er warf einen Blick auf den zerbrochen dastehenden Stierkämpfer, legte den Säbel auf den Tisch, zog den Waffenrock aus, und legte das Kostüm des Stierkämpfers an. So betrat er die Arena, endloser Jubel begrüßte ihn, da man ihn sofort erkannte. Primo de Rivera begann den Kampf. Mit größter Geschicklichkeit entledigte er sich seiner Aufgaben, und es dauerte nur wenige Minuten, bis er den Degen in den Nacken des Stieres gestochen hatte. Das Tier brach zusammen und blieb im Sande liegen. Die Menge aber huldigte dem kühnen und entschlossenen Manne. In seinem Arbeitszimmer im Kriegsministerium in Madrid kann man noch heute die abgeschnittenen Ohren des Stiers sehen.

Aus aller Welt.

Feiertage in Rußland. Nach einer russischen Regierungsverordnung sind die Feiertage in Rußland folgendermaßen geregelt: 1. Januar, 22. Januar, 18. März, 1. Mai und 8. November. Die Daten sind zumeist Erinnerungstage an russische historische Ereignisse. Außerdem ist es den lokalen Sowjetbehörden erlaubt, sieben Tage im Jahre für besondere Feste freizugeben.

Die russische Staatslotterie. Wie in vielen anderen Staaten, blieb auch in Rußland nach Krieg und Revolution die Lotterie bestehen. Auch Kommunisten dürfen in dieser Lotterie spielen, doch können sie dabei keine allzu großen Gewinne machen. Die oberste Vertretung der kommunistischen Partei hat nämlich jetzt festgesetzt, daß kein Angehöriger der kommunistischen Partei Anspruch auf einen großen Gewinn hat. Es wurde dekretiert, daß die Partei in einem solchen Falle das Recht hat, jeden Gewinn, der mehr als 1000 Rubel ausmacht, für sich in Anspruch zu nehmen. Nur Gewinne bis zu 1000 Rubel soll der kommunistische Parteiangehörige einstecken dürfen, ohne daß er eine Abgabe an die Partei zu machen hat.

Lady Macbeth im Pyjama? In der Londoner Presse ist eine lebhafte Diskussion entstanden über die Frage, ob Lady Macbeth in Anlehnung an die moderne Kleidung von Hamlet ebenfalls in neuzeitlichem Kostüm, das heißt im Pyjama, auftreten darf. Die Befürworter sind der Ansicht, daß dieses Kleidungsstück einer modernen Prinzessin durchaus entspricht, während die Gegenseite einen Heiterkeitsausbruch des Publikums befürchtet, der dem ganzen Stück schaden würde.

Grammophon auf der Opernbühne. In Weills neuer komischer Oper „Der Zar läßt sich photographieren“, die Mitte Februar in Leipzig zur Uraufführung gelangt, gefestigt sich zu den mannigfachen Versuchen, die technischen Errungenschaften der neuesten Zeit auch dem Opern-Schaffen nutzbar zu machen, die Verwendung eines Grammophons hinzu, das als Träger der Situation während einer ganzen Szene an Stelle des Orchesters tritt.

Fröhliche Ecke.

Nachgeholfen. Ein etwas blasierter Jüngling steht im Tanzsaal vor einer Dame und sagt: „Es ist doch merkwürdig, mein Fräulein; ich wollte Ihnen noch etwas sagen, es ist mir aber augenblicklich nicht möglich, mich dessen zu erinnern, was es war.“ — „Was es nicht: Leben Sie wohl!“

Treffende Antwort. Hausmädchen: „Ja, gnädige Frau, vor zwanzig Mark 'nen Monat kann ich aber keine groß'n Sprünge machen.“ — Hausfrau: „Ist auch nicht nötig; ich hab' Sie ja auch nicht als Ballettuse engagiert!“

Instruktion. „Wenn a Gast sich wie a Taubstummer benimmt, nacha is er a Engländer, wenn a Gast was auf Englisch h'stellt, nacha is er a Franzos, und bal er französisch spricht, is er a Deutscher. Dös kannst dir derweil hinter die Ohr'n schreib'n, Pikkolo, bald amal nach Paris kimmst.“

Beim Friseur. „Wie willst du denn die Haare geschnitten haben, kleiner Mann?“ fragt der Friseur. — „Wie Papa, mit 'nem Loch in der Mitte,“ befiehlt Franz.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Sthra, Poznań.